

Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 82 (1973)
Heft: 7

Artikel: Gil und das Rote Kreuz
Autor: Anderhub, Annemarie
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-548765>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gil und das Rote Kreuz

Dr. med. Annemarie Anderhub

Die Autorin ist den langjährigen Abonnenten unserer Zeitschrift keine Unbekannte: Während des Jahres 1963 besorgte sie im Auftrag des Schweizerischen Roten Kreuzes die medizinische Betreuung der Tibeter Kinder in der Flüchtlingskolonie in Dharamsala, und wir brachten verschiedentlich Berichte von ihr, in denen sie sehr anschaulich über die Arbeit in der damals noch sehr einfach eingerichteten und überfüllten Krankenstation erzählte. Seit ein paar Jahren

wirkt Fräulein Dr. Anderhub wieder auf einem Aussenposten, – diesmal nicht für das Schweizerische Rote Kreuz. Sie hat auf einer Missionsstation im kolumbianischen Bergland ein bescheidenes Spital mit Schwesternschule aufgebaut. Da wir stets in Kontakt mit ihr geblieben waren, sandte sie uns dieses Frühjahr die Geschichte vom kleinen Indianerjungen, die ein wenig das Drum und Dran ärztlicher Tätigkeit in einem Entwicklungsland zeigt.

«Oh, Doctora, Doctora, kommen Sie schnell, man hat einen Indianerjungen gebracht, droben vor dem Pfarrhaus liegt er, er ist schwer verletzt! Aus dem Caliente (Gegend mit heissem Klima) haben sie ihn auf einer Bahre hierhergebracht!» Ich nicke meinen Krankenschwester-Schülerinnen zu, die in der «Clinica» eben damit beschäftigt sind, das Aufziehen der Injektionsflüssigkeit aus den Penicillinfläschchen zu üben, und eile zu dem Verwundeten, der von einem dichten Menschenknäuel umgeben ist. Ah, Don Elvio – heute vollkommen nüchtern: Mit einem bittenden Lächeln auf seinem etwas schmalen und schiefen Mund, den Hut nach hinten gerückt, blickt er verzweifelt bald auf die dicht verhüllte Gestalt auf der einfach gezimmerten Bahre, bald auf mich. Auch die dünne, blasse Frau im zerschlissenen Kleid, ebenfalls mit zerbeultem Filzhut auf dem Kopf, lässt ihre Augen flehend auf mir ruhen. Und dann die Begleiter: wer weiss, woher die alle kommen, einer wie der andere auf mich zählend. «Ja, was ist denn geschehen?» Da fallen die Berichte über mich her, stückweise, unbeholfen, unzusammenhängend. Aber zwischen Mitteilug und Erraten gelingt es mir doch, mir ein Bild des Unglücks zu machen: Der kleine Indianer, etwa vierzehnjährig – so genau weiss das nicht einmal seine Mutter – hat mit Vaters Schrotflinte gespielt und sich in Hand und Bein geschossen! «Wie heisst Du denn, Du Unglücksrabe?» «Gil», tönt es aus der etwas gelockerten Umhüllung, «Gil Uni. Oh, bitte, Doctora, helfen Sie mir!» Für mich sieht die Sache aber gar nicht so einfach aus. Ich kann in der Miniaturklinik, die übrigens nur für Mütter, Frauen, eingerichtet ist, noch keine Narkose verabreichen, habe auch noch kein vollwertiges Hilfspersonal. Schrotkugeln, und es seien eine ganze Menge ins Fleisch eingedrungen, kann ich auf jeden Fall nicht entfernen, ausser in der Wunde der kleinen braunen, ganz zerrissenen Hand. Es wäre schon besser, man würde den Patienten ins Regionalspital von Bolivar schicken, fünf Stunden im offenen

«carro» auf schlechter Strasse. Aber eben, das kostet dann eine Menge Geld, das bedenken alle Anwesenden sofort, und so heisst es: niemals, niemals würden sie den Jungen ins Spital bringen, es gehe einfach nicht! Ja, ich weiss, so höre ich immer wieder jammern: In Bolivar kann einer gar nicht gesund werden, es kostet viel zu viel Geld! Und die kleine Stadt ist so weit von zu Hause! «Oh, Doctora, bitte, bitte, helfen Sie doch!» Alle meine Gegenargumente sind von vornherein in den Wind gesprochen. Elvio rückt seinen Hut ein wenig zurecht und lächelt scheu: «Ach, Sie haben schon so vielen geholfen, und immer ist es gut gegangen, helfen Sie nun auch Gil!» «Ich will es versuchen. Bringt ihn hinauf in die Klinik, meine Schülerinnen sollen ihn waschen, von Kopf bis Fuss, und ihn auf den Operationstisch legen, ich komme gleich nach!» Ein fröhliches Aufatmen geht durch die schon recht ansehnliche Menge der nächsten Angehörigen und der herbeigelaufenen Dörfler.

Die «Clinica Maternidad», eine Miniatur-Frauenklinik, trägt an ihrer weissen Vorderwand ein grosses rotes Holzkreuz: «La Cruz Roja», das Zeichen des Roten Kreuzes. Die Schülerinnen der «Escuela Enfermeria San Martin de Porres» wissen genau über dessen Sinn Bescheid: Das Rote Kreuz ist das Zeichen ständiger Bereitschaft für das Pflegepersonal und die Hoffnung für Kranke und Verwundete. Wie einstmals Henri Dunant in Solferino die Leute zur tätigen Ersten Hilfe aufgerufen, um mit wenigen improvisierten Mitteln die schlimmste Not der Verwundeten zu lindern, so geschieht es heute in allen Teilen der Welt, in Katastrophengebieten, in Flüchtlingslagern und auf Kriegsschauplätzen, aber nicht zuletzt auch in den Entwicklungsländern, wo noch so grosse Unwissenheit und Not herrschen, während in den Industrieländern der Wohlstand blüht und oft die Menschlichkeit und Güte verkümmern.

Die Schülerinnen, in ihrer blau-weissgestreiften Tracht mit weissem Häubchen und weisser Schürze, stehen tuschelnd an den

beiden Waschbecken im «Sterilisationsraum», wo sie sich nach kürzlich erlernter Technik gründlich Hände und Unterarme schrumpfen. Auch wenn sie heute nur Zuschauer sind, dürfen sie den Operationssaal doch nicht anders als mit reinen Händen betreten. Für sie alle, die daheim nicht einmal eine Toilette, geschweige denn fliessendes Wasser haben, sondern dieses vom nahen Bach in den hier gebräuchlichen grossen Blechkübeln mit Drahtgriff holen müssen, für sie ist die Clinica Maternidad noch immer voller Wunder. Wenn sie aus den Theoriestunden zu den praktischen Übungen anrücken, staunen sie immer wieder über das Neue, Fremde, das ihnen hier gezeigt wird: Ein Bett mit weissen Leintüchern bezogen, mit Woldecken und Kissen, kunstgerecht zurechtgemacht als «cama cerrada», das heisst ein Bett, das in der Klinik für eine künftige Patientin bereitsteht, oder als «cama abierta», das heisst ein Bett, das die Patientin bereits besetzt hält. Und dann die Toiletten mit glänzenden Porzellanschüsseln und Spülung, oder das hübsche grüne Plastikgeschirr im Schrank, das grosse braune Tablett und die Servietten aus Papier, – alles, um der jungen Mutter ihre Mahlzeiten sauber und appetitanregend zu servieren; dann die kleinen Wiegen, die, immer mit frischer Wäsche ausgestattet, auf die kleinen Erdenbürger warten; – das ganze kleine, aber blitzblanke Haus, wo nun so viele junge Frauen und Mütter, so viele Patientinnen für gynäkologische Untersuchungen ein- und ausgehen! Ja, die Schülerinnen sind stolz, dabei zu sein, besonders in Augenblicken wie dem jetzigen, da die Doctora operieren wird.

Die «Chef-Krankenschwester», die Schulschwester, wie man sie in Europa nennt, ist schon besser daheim in unserer kleinen «Maternidad», hat sie doch im Jahre 1971 bei uns den Krankenpflegekurs von neun Monaten absolviert und daraufhin ein ganzes Jahr in einer gut besuchten Privatklinik der Hauptstadt als Krankenschwester (in der Schweiz würde man es Schwesternhilfe

nennen) gearbeitet. Sie hat nun die Instrumente bereitgelegt und den Patienten mit meiner Hilfe für die Operation mit reinen Tüchern abgedeckt. Sterilisation ist bei uns nicht möglich, es gibt nur zeitweise Strom. Während die Schwester mir assistiert, wird den Schülern erklärt, wie der ganz zerschossene Ringfinger der linken Hand amputiert, die Nervenenden gekürzt, die Blutstillung sorgfältig vorgenommen und der Knochenstumpf angefrischt werden. Dann folgt das Transplantieren von Haut auf den vollkommen verbrannten Handrücken und schliesslich das Annähen mit atraumatischem Nahtmaterial. – Die Schusswunde am Bein wird gereinigt und drainiert. «Wie geht es Dir, Gil?» frage ich, ein wenig besorgt das schmale Gesichtchen des India-



nerjungen betrachtend. «Oh, danke, und wie geht es Ihnen selbst?» Alle lachen. Es ist wirklich kaum vorstellbar, dass der kleine Patient die verschiedenen Eingriffe mit wenigen Kubikzentimeter Lokalanästhetikum so gut überstanden hat.

Vor der Klinik haben sich inzwischen wieder Menschen angesammelt, die erwartungsvoll auf die «Herausgabe» des Verunfallten warten. Es sind auch Neue da, die ihn nun in seine Unterkunft tragen werden, denn in der Klinik selber ist kein Platz für ihn. Aber das ist hier in San Sebastian kein Problem. Gil wird ganz in der Nähe in einem guten Zimmer mit Zementboden einlogiert, wo wir ihn täglich besuchen, behandeln und – aufmuntern können.

Zwei Wochen später, als unser kleiner Indianer Gehversuche macht, ist seine Hand schon geheilt. Aber er traut seinen Beinen einfach viel zu wenig zu. Ängstlich wagt er kaum einen Schritt mit dem gesunden Bein, klammert sich an José, den vorzüglichen Helfer unserer «Escuela Enfermeria», der selber vor fünf Jahren den allerersten Kurs besucht und seither bei Arm- und Beinbrüchen, bei Rehabilitationsübungen (Physiotherapie) mit viel Einfühlungsgabe und Geschick zur Genesung unserer Patienten beiträgt. «Du hast Glück, Gil, dass Du einen so treuen Pfleger gefunden hast!» sage ich lächelnd. Wie viele, die wie er eines Unfalls

wegen haben liegen müssen, sind nie mehr aufgestanden. Sie haben erst ein paar Tage in Schmerzen auf ihrem Lager gekauert, in einer dunklen Ecke der Hütte, in der Hühner und Meerschweinchen unter und auf Bett und Tisch nach verlorenen Maiskörnern fahnden, und sind dann nach Wochen in gleichgültiges Dahindämmern verfallen, ohne besonderes Verlangen nach Essen, ohne auch nur den Wunsch, wieder aufzustehen, sich am tätigen Leben zu beteiligen. Viel später, nun wirklich mit durch die Inaktivität verkrümmten und versteiften Gliedern und todesmüde vor Schwäche und Blutarmut, lassen sie dann durch einen Verwandten oder Nachbarn den Pfarrer im Dorf holen, um das letzte Sakrament zu empfangen. Diese Menschen hängen kaum

In einem abgelegenen Dorf in Kolumbien betreibt eine Schweizer Ärztin ein kleines Frauenspital, das sie selbst aufgebaut hat. Trotz der einfachen Einrichtung bedeutet die «Clinica» viel für die Bevölkerung, die rasch Vertrauen zu der fremden Doctora gefasst hat. Mit viel Geduld und Energie werden hier auch Schwestern ausgebildet. Die allgemeine Unkenntnis der elementarsten Gesundheitsregeln lässt ein weites Betätigungsfeld für Ärzte und medizinisches Hilfspersonal offen.

käse aus dem hochgelegenen Tal mit den fetten Weiden oder die reife, saftige Ananas aus dem Caliente entgegennimmt. Die guten Ratschläge gegen Trunksucht und Antibabypillen, Streitereien und ständige Gerichtssachen – die sich auch der Ärmste leistet, um seine Ehre zu retten! – gegen Vernachlässigung der Kleinkinder, die oft im Schmutz erstarren und anstatt mit Muttermilch mit Maisschnaps oder Kaffee gesäugt werden, all diese Ratschläge werden mit ernstem Nicken entgegengenommen – um völliger Nichtbeachtung zu verfallen. Und wer am Morgen noch, eines Vergehens wegen scharf zur Rede gestellt, weggelaufen, der kommt mit «tödlichen» Bauchkrämpfen oder unstillbarem Nasenbluten doch vertrauensvoll in der selben Nacht an der Doc-



am Leben; für sie ist Sterben nicht viel anderes als das In-den-Schlaf-Fallen nach einem mühevollen Tag beim Roden oder Jäten, beim Säen und Pflanzen von Yuka, Aracacha und Mais. Es ist so schwer, ihnen begreiflich zu machen, dass sie mit ein klein wenig Anstrengung von ihrer Seite so viel besser, gesünder, glücklicher leben könnten. Sie wollen gar keine Veränderung: In der Hütte mit Lehmbohlen, ohne Fenster, das Bett nur mit einer Kuhhaut bedeckt, das zweite Hemd am einzigen Holzhaken (einem kleinen Ast) nahe der offenen Feuerstelle zum Trocknen aufgehängt, die blossen Füße von Erdkrusten verhärtet, lassen sie sich's am Sancocho und der Agua Panela genügen, arbeiten so viel, dass der Erlös gerade für den täglichen Unterhalt reicht und denken wenig oder nichts. Sommerhitze und Winterregen bieten genügend Abwechslung. Und trotz dieser offensichtlichen Gleichgültigkeit und Schicksalsergebenheit («Como Dios quiere») sind sie alle, die früher oder später in der Ambulanz oder Klinik erscheinen, begeistert, mit ein paar Medikamenten – besonders wenn sie aus der Schweiz stammen! – wenn es hoch kommt, mit einer Spritze behandelt zu werden und sind beglückt, wenn die Doctora anstelle der eifersüchtig im Sacktuch gehüteten Pesitos ein paar im gedörrten Maisblatt gut geschützt verpackte Eier, den runden Frisch-

tora Fensterladen pochen, um sich noch einmal «erretten» zu lassen. Grosse Kinder sind sie, Kinder eines Entwicklungslandes, zwischen Analphabetismus und Radiobereichen über Mondlandungen aufwachsend! Kinder, die die Freude am Leben gar nicht kennen und sie doch in hohem Masse geniessen könnten in diesem Land, da Milch und Honig fliesst.

Die «Clinica Maternidad» mit dem Zeichen des Roten Kreuzes an der weissen Front bietet keinen europäischen Ärzte- und Schwesternstab. Nichts ist fertig, es muss alles erst geschaffen, aufgebaut, verwirklicht werden in langsamer, mühevoller Arbeit mit vielen Rückschlägen, Enttäuschungen und Nöten. Aber die Doctora, selbst schon ein wenig kolumbianisch, hat in Kolumbien Geduld gelernt, eben nur so viel Geduld, um nicht zu verzweifeln, wenn's nicht immer sofort klappt, wenn Schulschwester oder Schülerin vor der strengen Disziplin sich nicht beugen will und zu Vaters Acker und Mutters Herd hoch oben am Paramo zurückreitet! Trotzdem: in stetem Vorwärtsschreiten, von keinem Misserfolg entmutigt, wird im Geiste Henri Dunants hoffend und fröhlich weitergemacht. Die Doctora ist selber voller Freude, Freude an Schule und Klinik, am Dorf und seinen Bewohnern, am Leben überhaupt – Freude genug zum Weiterschenken!